

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Timbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

3. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1910.

Nr. 6.

Ich lebe, und ihr sollt auch leben.*)

Eine Frage hat jüngst die Öffentlichkeit bewegt, eine Frage, von der man getrost behaupten darf: niemals ist das erhört worden, niemals das verlautet, seitdem das Zeichen des Kreuzes auf Erden aufgerichtet worden: Hat Jesus gelebt? Zwar keineswegs neu ist diese Frage, noch, daß jemand sie verneinte. Schon vor 2 Menschenaltern schrieb David Strauß sein berühmtes „Leben Jesu“, worin er die Evangelien in ein Gewebe von Mythen auflösen wollte. Er leugnete nicht, daß Jesus gelebt habe, aber er ließ so wenig Wirkliches an ihm übrig, daß am Ende nur die Idee von ihm blieb. Und vor Jahren hat ein scharfsinniger Theologe versucht, Jesus als die Fantasiegestalt der sozial Unterdrückten jener Zeit zu erweisen, und ein Sozialist von heute ist ihm darin gefolgt. — Was aber neu war an diesem Christusstreite, ist dies: daß er hinausgetragen wurde in die Öffentlichkeit, daß man vor tausend Ohren ihn verhandeln wollte. Befremdet, bestürzt haben viele davon vernommen, befriedigt manche, denen es lieb wäre, Jesus aus der Geschichte zu streichen; viel mehr doch wohl aufs tiefste empört, wie gewaltige Versammlungen des Februar bewiesen. Gleichgültig — wenige. Und ich meine, lieber Freund, mag man die Ursache dieser Bewegung beklagen, die unsere Gemüter bewegte — daß dies geschehen ist, darf man für einen Gewinn des Christentums halten, der größer ist, als der etwa gestiftete Schaden. Der Wissenschaft, deren Pflicht es ist, unermüßlich die Urkunden und die Geschichte unseres Glaubens zu prüfen, kann es nur dienlich sein, wenn sie genötigt wird, immer wieder auf die letzten Gründe des wissenschaftlich Erkennbaren zurückzugehen, uns zu sagen, was wirklich geschehen ist. Und die Gemeinde? Ja, lieber Freund, es mag mancher durch jene Frage beunruhigt worden sein. Aber ist das immer ein Schade? Gibt es nicht eine Ruhe in der Religion, die große Aehnlichkeit mit dem Schlafe, ja, mit dem Tode hat? Jene Ruhe des Nichtdenkens, die das Ideal der katholischen Kirche ist, oder — noch schlimmer: die der bölligen Gleichgültigkeit gegen Glauben und Nichtglauben?

War es nicht etwas großes, was manchen überrascht hat: daß Zehntausende sich zu Versammlungen drängen, in denen nicht gesprochen wurde über die Fragen: Was werden wir essen? Wie werden wir wohnen? Wie sollen wir wählen? Wieviel Steuern sollen wir zahlen? sondern über die Frage: Hat Jesus gelebt?

Ist es nicht wieder einmal ein Beweis für die Tatsache, die wir uns öfters schon ausgesprochen, daß die Religion heute auf der Tagesordnung der Menschheit steht?

Und mehr noch: hatte nicht ein unparteiischer Zeuge dieses Kampfes um Jesu recht, zu sagen: Diese gewaltige Zuhörerschaft allein schon beweist, daß er lebt! Oder nennt eine Persönlichkeit der gesamten Weltgeschichte, um deren willen auch nur hundert Menschen verschiedenster Berufe zusammenkommen würden, um sich beweisen zu lassen, ob sie gelebt haben oder nicht. Es war, als schwebte über dem tausendköpfigen, lautlos horchenden Kreise der Jesuleugner und Jesuverteidiger auf Adlerschwingen ein hoher Geist: „Seht da! Ich lebe!“

Indessen, wir würden den vielgenannten Verkünder des

*) In der Aprilnummer des Christenboten berichteten wir von der großen religiösen Bewegung in Deutschland, die der Professor der Philosophie Artur Drews aus Karlsruhe durch seine Vorträge angefaßt hat, in denen er die Behauptung aufstellte: Jesus hätte nie gelebt. Eine treffliche kurze Widerlegung gibt in der „Wartburg“, einer deutsch-evangelischen Wochenchrift, der bekannte Berliner Pfarrer Nithack-Stahn unter dem Titel: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“. Wir lassen diesen Aufsatz in dieser und in der nächsten Nummer folgen.

„Christusmythus“ falsch verstehen, wenn wir meinten, er leugnete das, daß der Jesusgeist noch immer lebendig ist. Blind und taub müßte ja einer sein, um das zu bestreiten. Sondern dies behauptet er: es sei damit nicht bewiesen, daß dieser Geist des Christentums jemals in Fleisch und Blut auf Erden gewandelt sei. Vielleicht sei er immer nur eine Idee gewesen. „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ Dieses erhabene Wort des Johannes-evangeliums redet ja auch nicht von einem Dasein im körperlichen Sinne, sondern von dem inneren, ewigen Leben, das nicht gebunden ist an Raum und Zeit. Und das großartige Glaubensbekenntnis, das vor wenigen Tagen jene mächtigen Volksversammlungen abgelegt — ließ es nicht auch zuletzt hinaus auf das gegenwärtige Dasein dessen, der das verkörperte Haupt seiner Gläubigen ist? — Nun hat man die Frage so gestellt: Ist dieser Glaube, dieses zweitausendjährige Christentum denkbar, auch wenn Jesus als geschichtliche Persönlichkeit nicht gelebt hätte? Mit dieser Frage erst stoßen wir auf den Kern des ganzen Streites.

Denkbar? Ich erinnere mich aus Kindheitstagen, daß im Jahre des Luthergeburtstages eine Schrift erschien: „Beweis, daß Luther nie gelebt hat.“ Mit allerhand geistreich erdachten Gründen wurde darin die Gestalt des Reformators als ein Fantasiegebilde jener gärenden, nach Gewissensfreiheit strebenden Zeit beschrieben. Es war ein scherzhafter Versuch, um darzutun, zu was für Wunderlichkeiten es führt, wenn man eine große Persönlichkeit aus der Geschichte wegdanken will. Denkbar? Ja, in der Welt der blassen Begriffe läßt sich alles denken. Und mit der Feder läßt sich aus den Büchern der Geschichte alles Mögliche wegstreichen.

Aber das ist die Frage, ob es in einem bestimmten Falle möglich ist. Wir können uns an dieser Stätte auf gelehrte Erörterungen nicht einlassen. Wir brauchen es auch nicht. Mit trefflicher Klarheit hat ein Theologe an einem jener denkwürdigen Abende und neuestens auch in einer Flugschrift nachgewiesen, daß die angeblich wissenschaftlichen Gründe gegen das Leben Jesu keine sind. Aber das wird vielen von uns noch nicht genügen. Der Late — verzeiht dieses Wort, das nur einen nicht theologisch Geschulten bedeuten soll — der Late wird bei all dem Kampfe um Jesus, der da mit gelehrtem Rüstzeug geführt wird, doch vielleicht die Empfindung zurückbehalten: selbst nachprüfen kannst du das alles nicht. Vielleicht sind auch manche aus jenen großen Versammlungen mit diesem drückenden Gefühl nach Hause gegangen. Aber ich denke, lieber Christ, es gibt auch Gründe, die jeder denkende, fühlende Mensch erwägen und im Innersten entscheiden kann.

Wir überblicken die Geschichte der Christenheit bis zurück auf die Zeitenwende, die man noch immer von Christi Geburt an rechnet; wir blicken über sie hinaus in die vorhergehende alte Welt und vergleichen sie damit. Wir streifen dabei auch die nichtchristlichen Völker, sofern sie vom Christusgeist berührt oder noch nicht berührt worden sind. Die einen von uns mögen mehr davon wissen, die anderen weniger — etwas haben wir alle gelernt. Und wer nicht die geringste Kenntnis der Vergangenheit hätte, er kennt doch ein wenig unsere Zeit, unser Volksleben, und was darin pulst von Gottesglauben und Menschenliebe, und wir fragen: alle Erfahrungen der Geschichte zusammengenommen und alle menschliche Psychologie — ist dieses Geistesleben und seine Tatsachen — lieber Freund, Tatsachen sind bekanntlich nicht nur Dinge, die man sieht und an die man mit dem Fuße stößt, sondern auch, die man innerlich erlebt, und das sind wohl die unmittelbarsten — sind die erklärbar, wenn hinter dieser größten Geistesbewegung der Geschichte, die wir kennen, keine lebendige Persönlichkeit als erste Ursache stände? —

[Fortsetzung folgt.]

Zum Gedächtnis von Philipp Melanchthons Todesstage

am 19. April 1560.

Am 19. April waren es 350 Jahre, daß der »praeceptor Germaniae«, der Lehrer Deutschlands, für immer die Augen schloß. Freilich ist der feine, stille und zarte Mann für das evangelische Volk immer mehr zurückgetreten hinter der alles überragenden Heldengestalt Luthers, und die Kenntnisse von ihm beschränkten sich vielfach darauf, daß er die alten Sprachen besser als Luther beherrschte und diesem bei der Bibelübersetzung half. Indessen, wie wir in unserer kirchlichen Kunst kaum irgendwo einem Lutherbilde oder -Denkmale begegnen, dem nicht auch das Melanchthons beigelegt wäre, so ist die Vorstellung durchaus die richtige, daß unser deutsches Volk zwei Reformatoren hat: Luther und Melanchthon. So ist es besonders zu bedauern, daß die Hauptschrift Melanchthons, seine *Loci communes* (Hauptbegriffe der Theologie), die durchaus nicht nur für Theologen, sondern für jeden gebildeten Christen bestimmt und verständlich sind, noch nicht durch eine brauchbare deutsche Uebersetzung allgemein zugänglich sind. Luther hat über diese erste evangelische Dogmatik so geurteilt: „ein vortreffliches Buch, welches nicht nur der Unsterblichkeit, sondern sogar des kanonischen Ansehens in der Kirche wert ist“. Melanchthon hat sich in diesem Buche, wie einmal gesagt wurde, ganz zum Organe Luthers gemacht und es verstanden, in glänzender Form das Evangelium Luthers darzustellen und diesem selbst einen Ueberblick darüber zu ermöglichen. Nur ein paar Stellen merken wir an, welche durchaus Luthers Gedanken zeigen: „Die Geheimnisse der Gottheit mögen wir eher anbetend verehren, als daß wir ihnen nachzuspüren versuchen.“ „Christum erkennen, das heißt seine Wohltaten erkennen, nicht aber Betrachtungen anstellen über seine Naturen und die Art und Weise der Menschwerdung.“ „Der Glaube, mit dem die Gottlosen der evangelischen Geschichte zustimmen, ist kein Glaube, sondern nur eine Meinung, das heißt eine unsichere, unbeständige und fliehende Uebersetzung des Verstandes über das Wort Gottes.“ „Glaube ist nichts anderes als das Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes.“ „Wir müssen notwendig gewiß sein der Gnade, des Wohlwollens Gottes gegen uns.“ „Soweit wir glauben, sind wir frei, soweit wir zweifeln, Knechte des Gesetzes.“

Melanchthon ist in vieler Beziehung die tragische Gestalt im Kreise der Reformatoren. Noch zu Luthers Lebzeiten hat es ihm an den schwersten Anfechtungen aufseiten der Protestanten selbst nicht gefehlt, vor allem aber wurde sein Verhältnis zu Luther vielfach getrübt durch persönliche Reibereien. Denn diese beiden Männer, die sich im Höchsten und Tiefsten gefunden hatten und eins waren, waren doch wiederum so grundverschiedene Naturen, daß sie im Leben nicht immer und überall zusammen stimmen konnten. Luther selber hat das persönliche Verhältnis der beiden so geschildert: „Mein Geist, darum daß er unerfahren ist in seinen Künsten und unpoliert, tut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeiet; so hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist. Ich bin dazu geboren, daß ich mit Motten und Teufeln muß kriegen, darum meine Bücher viel kriegerisch sind: ich bin der grobe Walddrecker, der Bahn brechen muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich.“ Neben diesem ganz großen „rumorischen und stürmischen“ Geiste hat sich manchmal Melanchthon zurückgesetzt gefühlt und sich in kleinlichem Unmut darüber ausgelassen. Als aber dieser Geist zur Ruhe gegangen war, da hielt er ihm eine Trauerrede, die in ihrer ergreifenden Schlichtheit bezeugt, wie nun sein bestes Teil dahingegangen war und wie er wohl die weltgeschichtliche Bedeutung des Momentes erkannte.

Mit Luthers Tode beginnt die letzte und schlimmste Leidensperiode seines Lebens. Die Anfechtungen und Verdächtigungen von außen mehren sich und treffen ihn bis ins Innerste. So stehen diese ganzen Jahre bis zu seinem Ende unter dem Leitmotiv der Worte, die er kurz vor seinem Tode einmal auf einen Zettel schrieb:

„Ursachen, durch welche deine Todesfurcht verringert wird“:
Du wirst den Sünden entgehen.

Du wirst befreit werden von Trübsalen und von der Wut der Theologen.

Du wirst zum Lichte kommen.

Du wirst Gott schauen.

Du wirst den Sohn Gottes erblicken.

Du wirst jene wunderbaren Geheimnisse begreifen lernen, welche du in diesem Leben nicht einsehen konntest.

Der in den Mühsalen des Lebens und den Kämpfen der Kirche müde gewordene Mann hatte sich bereits einige Jahre zum Sterben gerüstet. Im letzten Jahre seines Leben aber sprach er sich sonderlich oft dahin aus, daß er nicht lange mehr leben würde. Und so oft er sich niederlegte oder aufstand, bat er Gott, ihm einen fröhlichen Mut zum Sterben zu verleihen.

Von einer Amtsreise nach Leipzig zu Anfang April kehrte er krank zurück. In der Nacht zum 7. April wurde er von Fieber und heftigem Husten befallen, die ihn sehr mitnahmen. „Ich werde euch auflösen wie ein Licht“, sagte er zu seinen Angehörigen und Freunden. Trotz ihres Zuredens und ihrer Bitten aber ließ sich der bejahrte kranke Mann nicht abhalten, weiter seine Vorlesungen zu halten; er wollte — wie es Bismarck so gern getan hätte — „in den Eilen sterben“. In einer dieser letzten Kollegien, in denen er öfters ahnungsvoll seines Sterbens gedachte, las er über das 17. Kapitel im Johannes-Evangelium, erzählte dabei, wie sein seliger Vater kurz vor seinem Tode aufgrund des hohenpriesterlichen Gebets um drei Hauptstücke gebeten habe und fügte hinzu: „Diese drei Stücke will ich auch meinen Kindern lassen, wenn ich sterbe; daß sie in echter christlicher Kirche sein, daß sie eins seien in ihm und einträchtig unter einander und daß sie Erben des ewigen Lebens seien.“ Seine letzte Vorlesung hielt er am Karfreitag, dem 12. April, morgens um 6 Uhr über Jesajas 53. In der folgenden Nacht schlief er ruhig und erzählte nach dem Erwachen, ihm habe geträumt, wie er gesungen hätte: „Mich verlangt herzlich, mit euch dies Osterlamm zu essen“, nach der Melodie, wie man es vor Zeiten lateinlich in der Kirche gesungen, und er habe so laut geschrien, daß er darüber erwacht sei.

Am Ostersonnabend ging er noch in der Kirche zur Beichte und zum heiligen Abendmahl. An diesem Tage war Joachim Camerarius von Leipzig herüber zum Besuch gekommen. Im Gespräch mit diesem langjährigen treuen Freunde äußerte Melanchthon, es sei viel zu wenig, wenn man einen Menschen in Todesnöten damit freudig zum Sterben machen wolle, daß viel Glend und Jammer auf dieser Welt wäre; es müßte etwas anderes sein, das den Menschen zum Sterben mutig mache.

Am 17. April erhielt der kranke, aber unermüdete praeceptor Germaniae, der sozusagen mit der ganzen evangelischen Welt in Briefwechsel stand und bis in seine letzten Tage hinein Briefe schrieb, unter anderen auch einen Brief aus der Schweiz, worin ihm mitgeteilt wurde, daß der Papst ein Konzilium abhalten wolle. Darauf sagte Melanchthon: „Es ist mir viel besser, ich sterbe, denn daß ich auf Konzilium ziehen sollte“; denn da würde nur ein „schändlich Gebeiß“ sein, auch aufseiten der „Evangelischen.“ Bald darauf, als das Fieber ihn wieder gepackt hatte, äußerte er: „Ich habe heint die Nacht der närrischen Disputation gedacht, daß etliche fürgeben wollen, Christus habe sich vor dem Tode nicht gefürchtet. Aber er hat besser verstanden, was Sterben sei, denn unser keiner tut oder tun kann. Darum hat er sich ohne Zweifel mehr davor gefürchtet, denn wir uns fürchten.“

„Wenn das nicht der Tod ist, ist's ja eine harte Staupen“, meinte der todfranke Reformator, der trotz Schmerzen und Fieber noch scherzen konnte. Nicht weit von seinem Bette hing eine große Landkarte an der Wand, die er häufig ansah. Dann wandte er sich um, und sprach lächelnd: „Virdungus hat mir einst aus der Sternruferkunst prophezeit, ich werde Schiffbruch leiden auf der See; jetzt bin ich nicht weit davon“, meinte er mit einem Blick auf die Landkarte. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei, betete: „Herr mach's zu Ende“ und sagte: Erasmus habe in seiner großen Krankheit dies Wort auch gebracht. Er meinte, er werde mit dem neuen Monde von hinnen gehen.

Am 18. April äußerte er, er fühle durch Gottes Gnade gar keine Anfechtung und um die Seinen sorgte er sich nicht sonderlich. Mit herzlichen Worten der Vermahnung verabschiedete er sich an diesem Tage von Tochter und Enkeln. Sein Schwiegersohn, Kaspar Peucer, war als sein Arzt fast stets um ihn. Mit ihm besprach er auch sein Testament, das er teilweise noch eigenhändig schrieb und in dem er eingangs ein gutes Bekenntnis seines Glaubens ablegte. Wie immer, betete er auch in den letzten Tagen viel und die anwesenden Freunde sahen oft, wie er betend die Lippen bewegte. Als er immer schwächer wurde, lasen sie ihm Psalmen vor und riefen ihm biblische Kernsprüche zu. Er blieb bis ans Ende bei klarem Bewußtsein und antwortete auf alles, was man ihn fragte. Als sein Sidam am Sterbetage die Frage an ihn richtete, ob er noch etwas

wünsche, erwiderte der Sterbende: „Nichts, denn der Himmel.“ Seit Winshelm rief ihm zu: „In deine Hände befehle ich, Herr, meinen Geist. Du hast mich erlöst, du getreuer und wahrhaftiger Gott.“ Unter diesem Psalmwort, das die das Sterbelager umstehenden Freunde mehrmals wiederholten, schloß der Reformator hinüber.

Diese wenigen Züge über das Ende Philipp Melancthon's entnehmen wir der neuesten Schrift des bekannten Melancthonforschers und Begründers des Melancthon-Hauses in Breiten Brf. D. Dr. H. Müller: Philipp Melancthon's letzte Lebens-tage: Heimgang und Bestattung nach den gleichzeitigen Berichten der Wittenberger Professoren. Zum 350. Todestage Melancthon's.

Pastor v. Bodelschwingh über Kaiser Friedrich.

Hermann Müller-Bohn veröffentlicht in der „Tägl. Rundschau“ folgende eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen Bodelschwingh's, welche Herrn Müller-Bohn auf dessen Wunsch zu seinem großen Werke über Kaiser Friedrich vor einigen Jahren zur Verfügung gestellt wurden.

„Zunächst muß ich die Legende zerstören, als ob ich mit dem Dülber auf dem Kaiserthron erzogen wäre. Es ist nur ein einziger Jüngling, namens Rudolf v. Bästrow, von früher Jugend auf, bis er die Universität bezog, mit ihm zusammen aufgewachsen. Ich selbst bin etwa von meinem 13. Jahre bis zum vollendeten 18. Jahre mit einer größeren Anzahl von Knaben (8–10)*, sowohl aus verschiedenen Gymnasien als auch aus dem Kadettenkorps ausgewählt worden, etwa einen um den anderen Sonntag sein Spielgefährte zu sein. Der junge Prinz bot uns allen von vornherein, den andern so gut wie mir, das vertrauliche „Du“ an und hat dies bei denjenigen von uns, die er im späteren Leben wiederfand, auch treulich aufrecht erhalten, wiewohl wir es in späteren Jahren nicht mehr verwerteten, sondern ihn kurz königliche oder kaiserliche Hoheit nannten. —

Aus jenen ersten fünf Jugendjahren, in denen ich ihn so oft sah, ist in der Tat nichts Sonderliches zu berichten. Wir spielten eben alle die Spiele zusammen, wie zwölfjährige Knaben sie lieben. Es wurde Barlauf, Wettlauf, Räuber, Wanderer, Stadtsoldat usw. gespielt. Der Prinz bekam im Kampf ebenso redlich seine Prügel, wie er sie austeilte. Ich habe oft auf seinem Rücken gesessen und er auf meinem. Er hatte nur den Nachteil, daß er von uns allen an Jahren der jüngste, an leiblicher Länge der größte und darum wohl auch der Unbeholfenere war, weswegen er auch viel den kürzeren zog und es bei ihm nicht an Tränen fehlte. Jedenfalls war er von uns allen der artigste, und wir anderen böse Buben. In den Sommermonaten waren wir stets im schönen Schloß seines Vaters, Babelsberg, wo er auch ein ganz kleines Schloßchen hatte. Hier wurden die Spiele ja auch mit der Zeit etwas ernsterer Art. Es wurden kleine Seeschlachten aufgeführt, da ein kleiner Hafen mit vielen Boten uns zur Verfügung stand, wobei es am meisten darauf ankam, wer den anderen am gründlichsten naß machte.

Wir griffen auch wohl die Flotte des jungen Prinzen Friedrich Karl, seines Vaters, an, der es nicht daran fehlen ließ, uns mit ganzen Eimern Wasser von seinen höheren Schiffen aus zu begießen. Auch wurden wohl einmal Pferd und Pferdchen aus dem Stalle geholt und die früheren Knabenspiele, so weit es ging, auch zu Pferde ausgeführt. Das ernste Jahr 48 machte dieser fröhlichen Jugendzeit ein Ende. Der Prinz schenkte uns allen zum Abschied noch sein Bild, einen der Schatten (Silhouetten), der von ihm überhaupt da ist, und schrieb unter jeden: „Dein treuer Freund Friedrich Wilhelm.“ Gottes Hand führte uns dann ja für Jahre weit auseinander. Einer aus unserer Mitte, mein nächster Freund, Ernst Senfft von Pilsach, begleitete den Prinzen auf die Universität nach Bonn, während ich in Basel und Erlangen studierte und dann für Jahre nach Paris ging. Mein Freund erzählte mir nun aus der Studentenzeit, daß er zwar viel und oft von den leichtsinnigen Kommilitonen, in deren Korps er eingetreten war (die Preußen), zu allerlei Torheiten zu verlocken versucht wurde, aber daß er stets aufs gewissenhafteste alles vermieden hat, was eines Jünglings Ehre hätte irgendwie bestreiten können, sowohl in der Tat wie in Wort. Er blieb rein.

*) Unter diesen sind zu nennen: Adolf Graf Königsmarck, Albert Mische, der spätere General v. Mische, der dem Kaiser noch bis in die letzten schweren Krankheitstagen ein aufopfernder Freund und Pfleger blieb; ferner: Guido du Bignan, Viktor und Robert v. Döbenack, Freiherr Senfft v. Pilsach, Friedrich v. Salpinz, Bornemann, Eduard Bacher, v. Normann u. a. m. (Anmerkung des Herausgebers.)

Erst nach meiner Rückkehr aus Frankreich und mit dem Beginn meiner Tätigkeit in Bielefeld, welche mich ja nötigte, mich mit mancherlei sozialen Fragen, das Wohl unseres Volkes betreffend, zu beschäftigen, trat ich ohne irgend ein Zutun meinerseits wieder in nähere Beziehungen zum Kronprinzen. Derselbe hatte ja wohl als Feldherr bei Königgrätz, Wörth und Sedan sich mit Ruhm bedeckt; aber Vorbeeren des Krieges zu pflücken, lag ihm keineswegs am Herzen. Er war wohl aus Gehorsam und Pflicht Soldat, aber nicht aus eigener Freude an diesem Beruf, wie er denn auch niemals ein passionierter Jäger gewesen ist. Seine Ziele waren höher. Er stieg gern herunter zu den Niedrigen; das Wohl des Volkes, auch gerade der Armen, lag ihm am Herzen. Als er von unsern Bestrebungen in Bielefeld hörte, der Arbeitslosen und Heimatlosen uns anzunehmen, so fand gerade diese Sache Widerhall in seinem Herzen. Er lud mich nach Potsdam zu sich ein, besprach auf längeren Wegen im Garten des neuen Palais mit mir diese große wichtige Frage aufs eingehendste und gab mir die Zusage, von der Dotation, die ihm zu seiner silbernen Hochzeit geworden war, jedem deutschen Land, jeder größeren Provinz, die sich entschließen würde, eine Arbeitskolonie ins Leben zu rufen, soweit es reicht, eine Prämie von 10000 Mark zu geben. Auch erklärte er sich zur gleichen Zeit bereit, das Protektorat über sämtliche Kolonien für Arbeitslose selbst zu übernehmen. Die Sache war ihm so groß, daß er zuletzt von mir verlangte, ich müsse nun alles dies, was wir besprochen, auch seinem Sohne, unserem jetzigen Kaiser, und seiner Schwiegertochter mitteilen. Er ließ gleich anspannen und mich in das Marmorpalais fahren, und in der Tat fand ich auch hier bei dem jungen Paare das allergrößte Verständnis.

Zwei Jahre später kam der Kronprinz dann selbst nach Bielefeld, um die erste seiner Stiftungen zu besuchen. Schon um 5 Uhr morgens war er bei uns und blieb bis nachmittags 5 Uhr. Der Tag wird ja vielen unvergessen bleiben. Es war geradezu musterhaft, in welcher leutseligen Weise und mit welchem Verständnis er sich der verschiedensten Schichten unserer Bielefelder Gesellschaft annehmen konnte. An einem Tisch, wo unsere armen Arbeitslosen auch ihre Mahlzeiten einnahmen, in einem alten Kuhstall, hat er auch sein Frühstück eingenommen und sich dann auf das eingehendste mit den verschiedenen Kulturarbeitern bekannt gemacht, aber auch mit einer Menge einzelner Leute gesprochen, namentlich auch mit allen alten Soldaten, die er sofort herauskannte. Es war ein regnerischer, kalter Tag; das störte ihn aber nicht im geringsten.

Unvergesslich bleibt mir ein besonders lieblicher Zug, wie er sich so gern zu den Kleinsten heruntergab. Die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf liegt zwei Stunden von Bielefeld in einer überaus armen Gegend, und es leben dort in den armen Kiefern-büschen zerstreut meist nur ganz arme Leute. An der Grenze von Wilhelmsdorf hatten sich sämtliche Schulkinder mit ihrem Lehrer eingefunden aus der armen Senneschule; jedes Kind hatte ein Sträußchen von Heideblumen sich gesucht. Nachdem der Kronprinz mit dem Lehrer einige freundliche Worte gesprochen und die Kinder ihr Liedchen gesungen hatten, ging er die Front entlang, bis er zu dem letzten Kindchen kam, dem Kleinsten, das im fadenfcheinigen, armen Kleidchen dastand im Regen. Da er sich doch nicht mit allen Kindern abgeben konnte, neigte er sich zu dem letzten und kleinsten freundlich herunter und sagte: „Siebes Kind, willst du mir nicht dein Sträußchen schenken?“ Und so reichte das Kleine glückselig seinem Kronprinzen sein Sträußchen hin.

Auch ein anderer lieblicher Zug gehört hierher: Er wollte nämlich, da die Sache ja kein militärischer, sondern ein rein bürgerlicher Besuch war, wie es ihm ja auf Reisen am bequemsten, auch in Zivil kommen; aber unsere „Klein-Kinderschwester“ an unserem Bielefelder Klein-Kinder-Seminar sagte: „Das geht nicht, er muß sich eine Uniform anziehen und sich einen Orden vorstecken, sonst glauben die Kinder nicht, daß es der Kronprinz ist.“ Ich schrieb ihm also: „Königliche Hoheit, das geht nicht; aus dem und dem Grunde.“ Und als er — es war in aller Frühe, des Morgens um 5 Uhr — aus dem Kupee stieg, sagte er gleich lachend: „Siehst du, ich bin gehorsam gewesen; hier ist meine Uniform und mein Schwarzer Adlerorden.“

Es traf sich lieblich, daß wir gerade für die Kirche unsrer armen epelipthischen Kranken in dem Walde bei Bielefeld den Grundstein zu legen hatten; und wir hatten so schnell wie möglich diese Feier auch noch improvisiert. Zunächst ließ er es sich nicht nehmen, was vorher und nachher bekanntlich niemand in gleicher Weise getan hat, alle unsere Kranken in unserem Krankenhaus Sarepta, auch die Typhuskranken, zu besuchen, ihnen freundlich seine Hand entgegenzustrecken und ein paar Trostesworte zu

sagen. Man spürte bei ihm auch nicht das leiseste Widerstreben, daß ja sonst bei den hohen Herrschaften meist getroffen wird, auch ansteckende Kranke zu besuchen; er wollte an keinem vorübergehen. Im großen Saale von Bethel hielt er große Kinderparade ab über unsere kleine „Kinderschule“. Die Kleinen waren unermüdblich, um ihren Kronprinzen herumzuspringen und ihm alle ihre Spiele vorzuspielen; und er ebenso unermüdblich, sich freundlich mit ihnen abzugeben und einem von ihnen gar den Helm aufzusetzen: „Solche glänzende Parade habe ich bisher noch nicht abgenommen,“ sagte er zum Schluß zur Kinderschwester.

Unsere sämtlichen Epileptischen, etwa 1000 aller Zweige, waren auf dem schönen Festplatz unter den hohen Buchen im Walde versammelt. Als der Festzug der fremden Gäste sich ordnete, mit ihm vom Pfarrhaus auf den Festplatz hinaufzuziehen, hörte der leise Regen auf: er wurde heftiger. Der Kronprinz aber sagte lächelnd mit dem fröhlichsten Gesicht: „Nun hört es ja auf, sachte zu regnen.“ Da die Urkunde unmöglich draußen, im strömenden Regen unterschrieben werden konnte, so kehrte er unterwegs in unsere Buchbinderwerkstatt ein, wo die Vergolder ihr Feuerchen hatten. Es machte unseren epileptischen Buchbindergefellten und Lehrlingen große Freude, wie sorgfältig der Kronprinz persönlich die Unterschrift an ihrem Feuerchen trocknete und dann getrost wieder in den Regen hinauszog. Auf dem Festplatz angekommen, versuchte ich es, während der Superintendent die Weiherede hielt, da alle Welt Regenschirme hatte, dem Kronprinzen auch von hinten her unbemerkt den Regenschirm über den Kopf zu halten; aber das litt er nicht. Dagegen nahm er meinen kleinsten sechsjährigen Sohn bei der Hand und versteckte ihn zur Freude aller Anwesenden dicht unter seinen Mantel. Besonderen Eindruck machte es unseren Kranken, als er nun beim Gebet auch seinen Helm abnahm, gen Himmel blickte und mit fröhlichem Gesicht sich den Regen ins Gesicht pladdern ließ. Das haben ihm unsere Kranken in der langen Zeit nicht vergessen. Wenn man die Kinder fragte: „Was hat der Kronprinz für euch getan?“ dann war nicht die Antwort: „Er hat den Grundstein für unsere Kirche gelegt“, sondern: „Er hat sich für uns naß regnen lassen“, und sie haben von der Feier dadurch mehr gehabt, als wenn der schönste Sonnenschein gewesen wäre.

Uebrigens sorgte der Kronprinz dafür, daß alles in der größten Ruhe zu Ende geführt wurde, so feierlich, als ob wir statt unter den triefenden Buchen, geschützt in der Kirche gestanden hätten. Erst war die Urkunde in den Grundstein gefügt, der Grundstein eingemauert und die Hammerschläge von ihm zuerst und von allen anderen vollzogen worden. Durch diese freundliche Ruhe verlor diese Regenfeier jedes Unbehagen.

Als wir von dem Festplatz nach dem Pfarrhaus gingen, fragte er, was ich nun wohl am liebsten für die Kirche von ihm geschenkt haben wollte, und als ich ihn um ein Kirchenfenster im Chor bat, sagte er gleich, er wolle die beiden anderen auch gleich „hinzukollektieren“, und das hat er auch redlich gehalten: Er hat sich bei seinem Vater, dem Kaiser, ebenso wie bei seinem Sohn aufs Bitten gelegt, und so haben wir nun drei Kaiserfenster in unserer Zionskirche: Eins in der Mitte, von Kaiser Wilhelm I. geschenkt, den verherrlichten hochpriesterlich segnenden Christus darstellend; das zweite Fenster von seinem Sohn, das Damm mit den sieben Siegeln und mit der Stegessahne darstellend, und das dritte von ihm selbst, das uns wehmütigerweise das Bild des Pelikans zeigt, der sein eigenes Blut aus seiner Brust hergibt, um seine verhungerten Jungen zu nähren. Unsere Kranken sehen denn dies auch gern als Sinnbild der schweren Seiden, welche, ohne zu klagen, ihr Kronprinz und Kaiser erduldet hat. Unsere Kranken haben darum auch noch, als er in San Remo litt, durch einen aus ihrer Mitte den schönen Vers malen lassen, den er selbst so liebte:

Wenn der Herr ein Kreuze schickt,
Laßt es uns geduldig tragen,
Betend zu ihm aufgeblickt,
Wird den Trost er nicht versagen,
Drum, es komme, wie es will,
In dem Herren bin ich still.

Wie wir erfahren haben, hat er gerade dieses Bild sich unter den Tausenden von Liebeszeichen hervorsuchen lassen, die er nicht mehr verwerten konnte, und es über sein Bett aufgehängt.

Nach jener Zeit hat er sich nun alljährlich persönlich Bericht erstatten lassen über den Fortgang der Sache der Arbeitskolonie und sich über jedes einzelne Zeichen gefreut, welches den Sieg dieser Arbeitsstätte für die Arbeitslosen und Heimatlosen bezeugte, hat sich auch ausführliche Lebensläufe einzelner Kolo-

nisten mitteilen lassen und diese wiederum auch an seinen Sohn weitergegeben, einmal hat er sogar wegen eines Kolonisten, der zum Gefängnis verurteilt war, und sich als ein sehr fleißiger, treuer, stiller Mann erwiesen, so daß ich um Gnade für ihn einkommen wollte, den Justizminister persönlich aufgesucht und seine Fürsprache für den Kolonisten eingelegt. Er ist dann auch in seiner Liebe zu unserem Volk noch weiter gegangen. Sein letzter Weg, ehe er seine Schmerzensreise nach England antrat, von der er als sterbender Kaiser ein Jahr später aus Italien heimkehrte, galt dem Verein „Arbeiterheim“. Es lag ihm am Herzen, daß die Arbeitslosen und Heimatlosen nicht nur vorübergehend eine Stätte finden, wo sie, vor der Schmach des Bettelns behütet, sich wieder zum ordentlichen Menschen emporarbeiten könnten, sondern auch womöglich dauernd ein eigenes Daheim auf Erden fänden. Dieses Ziel hat der Verein „Arbeiterheim“ im Auge. Sparsame und nächterne Leute können sich mit geringer Anzahlung ein eigenes Häuschen mit eigenem Garten erwerben. Und um diesem Verein Mittel zuzuwenden, hat sich der liebe sterbende Kronprinz zuletzt noch viel Mühe gegeben und es dahin gebracht, daß wir jetzt jährlich noch zur Bestreitung der Generalkosten aus der sogenannten Kaiser-Wilhelms-Spende einen reichlichen Zuschuß erhalten.

Der Kronprinz war nicht einer von denen, der sein inneres Glaubensleben mit Worten äußerlich zur Schau trug, aber er hatte ein tiefes und frommes Gemüt, war ein fleißiger Kirchengänger, und alle Stiftungen der Barmherzigkeit waren ihm lieb. Nach der Grundsteinlegung der Zionskirche hat er uns auch noch die Liebe erwiesen, zugleich mit seinem Sohn uns den Grundstein zu einem evangelischen Krankenhaus in der Stadt Mex zu legen.

Ein einzelnes Zeichen, wie ernst er es mit seinem Christentum nahm, möchte ich zum Schluß noch anführen. Der Lehrer seines Sohnes, Dr. Hinzpeter zu Bielefeld, der sich liebevoll allezeit unserer Sache angenommen und für unser Liebeswerk bei der kaiserlichen Familie stets eingetreten ist, hat mir manches aus dem Leben des vollendeten edlen Fürsten mitgeteilt, was nicht eben vor die Öffentlichkeit gehört. Nur das einzige folgende Stück sei hier mitgeteilt. Die beiden Söhne Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich waren nach San Remo geeilt und hatten hier von den gewissenhaften deutschen Ärzten die Wahrheit vernommen, daß eine Hoffnung zur Erhaltung des Lebens ihres Vaters nicht mehr vorhanden sei. Diese Nachricht schrieb unser jetziger Kaiser seinem Lehrer und fügte hinzu: „Nun weiß ich auch endlich, welch eine Wohltat es ist, sich einmal ausweinen zu können.“ Dieser Bemerkung fügte Geheimrat Hinzpeter folgendes hinzu: „Dem Prinzen Wilhelm, unserem jetzigen Kaiser, haben von Jugend auf die Tränen sehr fest geflossen; ich habe ihn nie weinen sehen; an seinem eigenen Konfirmationstage war er blaß, still und sehr ernst, aber eine Träne floß nicht. Da fand ich aber seinen Vater ganz allein auf seinem Zimmer, und das ganze Angesicht war mit Tränen überflutet, und als ich ihn fragte: „Kaiserliche Hoheit, warum weinen Sie?“ gab er die Antwort: „Ich weine aus Sorge um meinen lieben Sohn. Wird er seinem Gott auch halten können, was er heute gelobt?“

Aus unsern Gemeinden.

Auf der Rückreise von Rio Grande do Sul wird Herr Generalsuperintendent D. Böllner einige Tage in Desterro weilen, um am 9. Juni an einer außerordentlichen Sitzung der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina in Desterro teilzunehmen und am 10. Juni die neue Kirche in Polhoga einzuwählen. Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß ein höherer Würdenträger der deutschen evangelischen Kirche unseren Staat besucht. Dieser Besuch ist ein Zeichen von der von Jahr zu Jahr sich steigenden Fürsorge der Kirche unserer deutschen Heimat für die Gemeinden des Auslandes.

Wir heißen Herrn Generalsuperintendent D. Böllner von Herzen in den deutschen evangelischen Gemeinden unseres Staates willkommen und hegen den aufrichtigen Wunsch, daß Gott seinen Aufenthalt und seine Arbeit zum Heil der evangelischen Gemeinden Santa Catharina's segnen möge.

Bommerode. (Durch Versetzen verspätet). Am 20. Februar fand in Bommerode die Einweihung des neuen Pfarrhauses statt. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Gemeinde auf dem Platz vor dem Pfarrhause, der zum Schmuck mit Palmiten schön bepflanzt war. Die Feier wurde eingeleitet durch einen Gesang der Schulkinder. Darauf übergab Herr Böder im Namen

Baukommission das Haus dem Kirchenvorstande. Herr Ziehlendorff gab sodann der Freude der Gemeinde Ausdruck, daß das neue Pfarrhaus nach vielen Mühen nun vollendet sei, und sprach den Wunsch aus, daß das Pfarrhaus zu einer Quelle des Segens für die Gemeinde werden möchte. Nachdem Herr Ziehlendorff das Haus geöffnet hatte, nahm Pfarrer Bürger das Wort. Er beglückwünschte die Gemeinde, daß sie nun mit der Vollendung des Pfarrhauses am Ziel ihrer Wünsche angelangt sei, und führte aus, welche Bedeutung ein deutsches evangelisches Pfarrhaus gerade für eine deutsche Gemeinde im Auslande als Hort des evangelischen Christentums und Deutschtums habe. Dies Haus solle hinfür für jedermann in der Gemeinde offen stehen, damit er dort in allen Anliegen, traurigen und freudigen, sich Zuspruch und Stärkung hole. Nach einem Gesang der Schulkinder begab sich die Gemeinde zur Besichtigung in das Pfarrhaus. Allgemein gab sich die Freude kund, daß man nun auch in Pommerode einen eigenen Pfarrer und ein eigenes Pfarrhaus habe.

Palhoga. Herr Generalsuperintendent D. Zöllner wird am Freitag, dem 10. Juni, die neue Kirche in Palhoga einweihen. Wir freuen uns aufrichtig mit der Gemeinde der großen Ehre, die ihr dadurch zu teil wird. Hoffentlich wird der „ewig blaue Himmel“ Brasiliens an diesem Tage seinen Ruf wahr machen, damit die Beteiligung an der Kirchweihe von nah und fern rege sein kann.

Zum Neubau der Kirche sind in letzter Zeit vom Badischen Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung 100 Mark, vom Hauptverein Halle a/Saale 200 Mark der Gemeinde Palhoga gestiftet worden.

Gaspar. Am Donnerstag, dem 26. Mai, an dem Tage, wo die römisch-katholische Kirche das Fronleichnamsfest mit großer Prachtentfaltung in der Kirche und besonders durch Prozessionen auf öffentlicher Straße feiert, beging die kleine evangelische Gemeinde in Gaspar das Fest der Weihe ihrer vom Centralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung geschenkten Glocke. Um 10 Uhr versammelte sich die Gemeinde wohl vollzählig auf dem Kirchberge. Festtagswetter und Festtagsstimmung machte die Herzen fröhlich. Sollte heute doch zum erstenmal, seit evangelische Deutsche in Gaspar sich niedergelassen hatten (ca. 1854) die Glocke einer evangelischen Kirche ihren ehernen Mund über den Flecken, die Wellen des Itajahy bis hinein in den Urwald erschallen lassen. Manche von den Älteren haben gedacht, sie erlebten diesen Tag nicht; manche, die sich seit Jahren auf diesen Tag freuten, sind hinweggestorben. Diesen Gedanken gab Pfarrer Mummelthay in seiner Weiherede Ausdruck, indem er der Gemeinde im Anschluß an Römer 12 v. 12 aus Herz legte, von der Stimme der Glocke sich allezeit die dreifache Mahnung ins Herz läuten zu lassen: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ Nachdem das Lied: „Nun danket alle Gott“ verklungen war, wurde die Glocke eine halbe Stunde lang geläutet und Alte wie Junge, Männer wie Frauen freuten sich an dem schönen, reinen Klange der Glocke. Es war ein Tag, der wohl allen Teilnehmern unvergeßlich in der Erinnerung bleiben wird.

Die Kirche bietet jetzt, nachdem die Maurer-Arbeiten vollendet sind, von außen wie von innen dem Beschauer einen schönen Anblick. Sie wird wesentlich zur Verschönerung des Stadtbildes von Gaspar beitragen, zumal sie auf einem stillen Hügel eine landschaftlich hervorragende Lage hat. Die Gemeinde Gaspar hofft bei ihrer Kirchweihe im Juli d. J. auf zahlreichen Besuch, besonders aus der Gemeinde Blumenau, die durch ihre großen Gaben den Bau der kleinen Kirche erst ermöglicht hat.

Santa Thereza. Der Centralvorstand der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig hat der deutschen evangelischen Gemeinde Santa Thereza, die sich mit ihren rund 600 Seelen mit einer äußerst kleinen und baufälligen Kapelle behelfen mußte, 1000 Mark zum Bau einer Kirche geschenkt. Da die Gemeinde selbst im November v. J. ca. 1.000 \$ für diesen Zweck aufgebracht hat, so wird sie mit dem Bau eines würdigeren Gotteshauses wohl nicht mehr lange zögern. Santa Thereza liegt im Quellgebiet des Südarms des Itajahy, an der Straße von Desterro nach Bages, 110 Kilometer von Desterro entfernt.

Kleine Mitteilungen.

Die Delbergstiftung in Jerusalem. Am 9. April ist in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Eitel Friedrich

von Preußen die Himmelfahrtskirche der Delbergstiftung in Jerusalem eingeweiht und die Delbergstiftung ihrer Bestimmung übergeben worden. Aus allen Teilen des deutschen Reiches und aus Palästina waren zu der Feier zahlreiche Festgäste eingetroffen, rund 1000. Die Weiherede hielt Oberkonsistorialrat Bahusen aus Berlin, die Festpredigt Propst Dr. Jeremias aus Jerusalem. Der Plan zur Errichtung der Delbergstiftung war im Jahr 1898, beim Besuch des deutschen Kaisers in Jerusalem gefaßt worden, der Grundstein der Kirche wurde 1907 gelegt. Die Stiftung ist als Mittelpunkt des evangelischen Deutschtums in Palästina und Syrien gedacht. Sie soll, namentlich in der heißen Jahreszeit, den Deutschen Palästinas, besonders den Diakonissen und Missionsmitgliedern, zur Erholung und Genesung dienen. Ferner soll sie Pilger und Reisende, ohne Unterschied der Heimat und des Glaubens, in den Monaten November bis Mai aufnehmen und von deutschen Mädchen in Palästina als Haushaltungs- und Fortbildungsschule benutzt werden, und endlich soll sie allgemeinen Wohltätigkeitszwecken zu gute kommen.

Das Gebäude der Stiftung ist in romanischem Stile halb als Burg, halb als Kloster gebaut worden; der hohe Turm der Kirche ragt weit ins Land hinaus. Das prächtige Geläut aus 4 Glocken — die größte die Herrenmeisterglocke — ist noch besonders zu erwähnen. Das Hospiz enthält bequeme Zimmer für 60—70 Gäste, dazu Festsaal, Speisesaal und Lesesaal, ferner Wirtschafts- und Wohnräume für die Kaiserswerther Diakonissen, denen der Betrieb des Hospizes anvertraut ist.

Am 10. April wurde darauf die katholische Kirche Mariä Heimgang auf dem Berge Zion in Gegenwart des preussischen Prinzenpaares und ca. 1000 deutschen Katholiken, unter ihnen die Prinzen Georg und Konrad von Bayern, eingeweiht. Diese Kirche steht auf dem Grundstück der Dormitio Sanctae virginis (Heimgang der heiligen Jungfrau), das der deutsche Kaiser den deutschen Katholiken schenkte, nachdem es ihm vom Sultan der Türkei überlassen war.

Vatikanische Etiquette. Der frühere Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Fairbanks, wollte Anfang Februar in Rom und wollte auch dem Papst einen Besuch machen. Der päpstliche Hof wünschte jedoch, daß er den religiösen Vortrag abgäbe, den er den amerikanischen Methodisten in Rom versprochen hatte. Darauf verzichtete Fairbanks auf die päpstliche Audienz. Ende März ließ der nordamerikanische Expräsident Roosevelt von Kairo aus in Rom anfragen, ob dem Papst sein Besuch angenehm wäre. Er bekam zur Antwort, der Papst werde sich glücklich schätzen, ihm eine Audienz zu gewähren, nur hoffe er, daß sich kein ähnlicher Zwischenfall wie mit Fairbanks zutragen würde. Roosevelt erwiderte, keine Bedingungen annehmen zu können, die ihn in seiner Freiheit beschränken würden, und verzichtete nach weiteren Verhandlungen gleichfalls auf die Audienz. Roosevelt's Abgabe ist von den vatikanischen Kreisen mit großer Verblüffung, von der übrigen Welt mit rückhaltloser Anerkennung aufgenommen worden. Man wünschte auch manchem gekrönten Haupt und manchem Diplomaten Europas solch Rückgrat vor päpstlichen Anmaßungen!

Kurz darauf wurde dem Kölner Männergesangsverein die erbetene Audienz beim Papst verweigert, weil der Verein vor dem König von Italien gesungen hatte, mit dem der Papst immer noch nicht Frieden geschlossen hat.

Ueber das Wachstum des deutschen Missionslebens macht Missionsinspektor Trittelwitz in der Aprilnummer der „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ sehr bedeutende Angaben, von denen einige hier mitgeteilt seien. Im Jahre 1886 betrug die Gesamteinnahme der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften rund 2.900.000 Mark, im Jahre 1907/08 rund 7 Millionen Mark, was einen Fortschritt von 140% bedeutet. Interessant ist ein Vergleich der einzelnen Missionsgesellschaften. So stieg z. B. Hermannsburg in dieser Zeit von 223.539 Mark auf 428.791 Mark (96,3%); Leipzig von 302.000 Mark auf 644.714 Mark (113,5%), Berlin von 298.168 Mark auf 699.224 Mark (134,5%), Barmen von 354.123 Mark auf 1.059.009 Mark (199%). Das Wachstum ist in diesem Zeitraum nicht unbedeutend schneller gewesen als vorher, wo in den 25 Jahren von 1861—1886 die Zunahme z. B. bei Berlin 82,7%, bei Barmen 154% betrug. Zweifellos liegt der Hauptgrund des stärkeren Anschwellens der Missionseinnahmen seit 1886 in der Tatsache, daß Deutschland damals in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und damit weiten Kreisen der deutschen Christenheit ihre Missionspflicht lebendiger zum Bewußtsein gekommen ist.

Auf Siegespfaden.

Deutschland war erwacht; „ein einzig Volk von Brüdern“ hatte sich gefunden und mit fliegenden Fahnen war's über den Rhein gegangen, um dem Franzosenkaiser persönlich die Antwort zu bringen auf seine unerhörte Herausforderung. Es war bekannt geworden, daß Frankreich durch den Baron von Ring den päpstlichen Gesandten in Paris einzuschüchtern versucht hatte mit der unerhörten Drohung, man werde Baden schonungslos verwüsten, wie die Pfalz unter Ludwig XIV. verwüstet worden sei, und selbst die Frauen sollten nicht gesont werden. Baden sollte durch diese Drohung abgehalten werden, sich dem Norddeutschen Bunde anzuschließen. Aber die Drohung versagte ihre Wirkung an der deutschen Treue, sie erhöhte nur die Erbitterung gegen die französische Anmaßung und beflügelte unsere Schritte, damit wir die heimatischen deutschen Fluren vor den Greueln des Krieges bewahrten. Das Uhrwerk des großangelegten Moltkeschen Mobilmachungsplanes tat in musterbildender Weise seine Schuldigkeit, so daß die deutschen Truppen bereits auf französischem Boden standen, als die feindliche Armee noch auf die notwendigsten Ausrüstungsstücke warten mußte.

Die ersten Augusttage des Jahres 1870, die Tage von Weißenburg und Wörth, brachten Napoleon trotz seiner wilden afrikanischen Horden, die er zuerst auf uns losließ, um uns wie die Kinder mit dem schwarzen Mann zu schrecken, bereits die verdiente Antwort auf das frevelhafte Spiel, das er mit dem Frieden Europas getrieben hatte. Kronprinz Friedrich Wilhelm brachte sie ihm mit der 3. Armee, die den blutigen Tanz einleitete. Im Anblick der Turlös und Zuaven hat der Kronprinz denselben Ausdruck getan, den einst sein großer Ahne, König Friedrich II., angesichts der Panduren tat: „Mit welchem Gefindel muß man sich herumschlagen.“ Nichts hat wohl die Erbitterung unserer Truppen so gesteigert als diese Räuberhorde, die er dem deutschen Volkshere zuerst entgegensetzte. So folgte denn Schlag auf Schlag und in genau sechs Wochen seit der Kriegserklärung war es mit der Herrlichkeit des napoleonischen Kaiserthums vorbei.

Doch das gehört alles der Geschichte an. Für uns handelt es sich hier nur darum, einige Selbsterlebnisse aus jener großen Zeit zu schildern, aber man kann dabei an den gewaltigen Eindrücken jener Tage nicht vorübergehen. Und das schadet auch gar nichts; denn in unserer heutigen nüchternen Zeit, die Kriegsnot und Gefahren nur vom Hörensagen kennt, möge man ruhig einem alten Soldaten, der „auch mit dabei“ sein durfte, vergönnen, ein wenig von den großen Tagen zu plaudern.

Also Sedan war gefallen. Napoleon hatte sich in deutscher Gefangenschaft persönlich in Sicherheit gebracht und ein großer Teil seiner Armee hatte ebenfalls die Waffen strecken müssen. Nun ging es in Eilmärschen nach Paris. Die Armee des Kronprinzen, der ich angehörte, wurde nach der Südfront dirigiert. Unser 6. (Schlesisches) Armeekorps marschierte ziemlich am Schluß dieser Riesenspalonnen. Es kam nach Reims, der Stadt der Jungfrau von Orleans und des schäumenden Sekt, genau zwölf Stunden zu spät, denn in der Nacht vorher war es dem General Vinoy mit seinem Korps geglückt, sich von hier aus per Eisenbahn nach Paris hineinzureiten. Wir hatten einen überaus beschwerlichen Marsch gehabt. Nach einem Bivouac in strömendem Regen ohne Holz und Stroh ging es am anderen Morgen — es war Sonntag, der 4. September 1870 — querfeldein in Gefechtskolonne auf die berühmte Stadt zu, die wir nachmittags gegen 5 Uhr erreichten. An der Statue der Jungfrau ließ der kommandierende General sein Korps mit klingendem Spiel an sich vorbeimarschieren. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den die Muff und die ganze Umgebung in diesem Augenblick auf uns alle machte. Alle Müdigkeit, alle Strapazen waren mit einem Schlage vergessen, und der eiserne Tritt der deutschen Bataillone hallte mächtig wieder von dem stolzen Portale der ehrwürdigen Kathedrale zu Reims, in die 440 Jahre früher die siegreiche Jungfrau den Dauphin von Frankreich zur Krönung geführt hatte. Freilich entsprach es nicht ganz der Weihe der Stätte und des historischen Augenblicks der Besetzung von Reims durch deutsche Truppen, als eine Batterie des 6.

Feldartillerie-Regiments beim Vorbeimarsch beim Höchstkommandierenden ein lebendiges Schwein, auf den Probkasten gebunden, vorüberführte und dies gängigste Vorstentier seine Klage laute in höchstem, durchdringendem Diskant in die Klänge der Musikkapellen mischte. Wie soll auch ein Schwein in seiner Herzensangst auf die Weihe einer historischen Umgebung oder gar auf die Würde eines kommandierenden Generals Rücksicht nehmen? Seine Exzellenz soll denn auch von diesem Intermezzo sehr unangenehm überrascht gewesen sein und dem Batteriechef, einem Hauptmann von Arnim, darob seinen Unwillen sehr deutlich zu erkennen gegeben haben. Aber der Batteriechef, der im ganzen Armeekorps dafür bekannt war, wie väterlich er für seine Leute sorgte, hat Seiner Exzellenz in allem Respekt darauf geantwortet, daß seine Mannschaft leben müsse, um leistungsfähig zu sein. Jedenfalls folgten die Blicke vieler Soldaten dem fetten Bissen auf dem Probkasten mit unverkennbarer Sehnsucht. Der Nachschub der Armeeverpflegung konnte bei der Schnelligkeit, mit der wir vorrückten, noch nicht in geregelter Weise folgen. Die „eiserne Portion“, die wir im Tornister mit uns führten, bildete während des Vormarsches auf Paris oft die einzige Nahrung, die uns zur Verfügung stand, und Schiffszwieback, im allerbesten Falle im Wasser gekocht, ist wirklich keine besonders verlockende Mahlzeit. Sie ähnelt nur entfernt der heimatischen Semmel-suppe, die man zu Hause doch wenigstens mit etwas Butter und Zucker veredeln kann. Was das Land an Vieh und Brot hatte hergeben können, das hatten die Truppen aufgezehrt, die vor uns hermarschierten; wir fanden überall leere Ortschaften. Die Bewohner waren in die nahen Wälder geflüchtet und hatten alles, was sie an Lebensmitteln besaßen, mitgenommen. Da war für uns eine Zeitlang Schmalhans Küchenmeister und die Sehnsucht nach einem heimatischen Schweinebraten namentlich für uns Schlesier erklärlich. In Reims fanden wir allerdings gute Aufnahme, die uns nach den Strapazen der letzten Tage und Nächte besonders wohlthat. Die Städte hatten natürlich nicht alle flüchten können; überdies war auch Reims bisher von deutschen Truppen unberührt geblieben.

Am anderen Tage hielt König Wilhelm seinen Einzug in die alte berühmte Stadt und verlegte sein Hauptquartier hierher. Abends fand großer Zapfenstreich statt, an dem die gesamten Musikkapellen und Tambourkorps der anwesenden Regimenter teilnahmen. Wir hatten Ruhetag und spielten mit Publikum, das sich dem imposanten Eindruck dieser spontanen Siegesfeier nicht entziehen konnte. Uebrigens waren Bewohner und feindliche Eingartierung im allerbesten Einvernehmen. Männelein und Weiblein hatten sich wohl schnell genug davon überzeugt, daß die verschrieenen „Preussens“ keine Menschenfresser, sondern recht manierliche Leute seien. Das ewig Weibliche, das in kritischen Momenten übrigens immer einen gewissen kosmopolitischen Zug hat, blieb denn auch keineswegs so absolut unnahbar. Reims war übrigens der letzte Ort, in dem wir Bewohner fanden, fast 5 Monate hindurch, bis nach dem Fall von Paris, blieben wir dann auf menschenleere Orte angewiesen. Es ging ein Schrecken vor uns her, der den Bewohnern Frankreichs ganz gewiß nicht zum Heile gewesen ist; wo vereinzelt Franzosen oder Französinen den Mut gehabt haben, daheim zu bleiben und uns ruhig zu erwarten, da haben wir unsere Lebensmittel mit ihnen geteilt und dafür gesorgt, daß ihnen kein Haar gekrümmt wurde.

Doch ich war meinem Regiment schon vorausgeeilt. Mit diesem brauchte ich das gastliche Reims erst am Dienstag zu verlassen.

Aber nun ging es in Eilmärschen weiter nach Paris.

In Saint Jean les deuz Jumeaux wurden wir bei unserem Einrücken mit Glockengeläut empfangen, aber es war die Sturmglocke gewesen, wie sich dann herausstellte. Alle Bewohner stürzten auf die Straße und ehe wir noch weggetreten waren, um unsere Quartiere aufzusuchen, waren die Menschen wie vom Erdboden verschwunden. Ein dichter Wald hinter dem Dorfe hatte sie aufgenommen. Die Häuser waren verschlossen. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich mir den Eingang in ein fremdes Haus mit meinen Kameraden durch gewaltsamen Einbruch erzwingen müssen. Der peinliche Eindruck dieser üblen

Notwendigkeit, die sich nachher überall erneuerte, ist mir dauernd haften geblieben. Das freundliche Dorf holte wieder von klirrenden Fensterscheiben und Urtschlägen gegen die Haustore. Unsere Fouriere hatten sogar von der Mairie noch regelrechte Quartierbillets erhalten. Ich habe das meinige noch heute zum ewigen Andenken an jene recht ungasliche Aufnahme aufgehoben. Verheißungsvoll steht darauf geschrieben: »Monsieur N. N. logera« usw. Aber Monsieur N. N. dachte gar nicht daran, dies freundliche Futurum zu erfüllen, sondern mit dem Maire an der Spitze mit allen seinen Nachbarn und Kind und Kegel hatte er in dem schützenden Walde Zuflucht gesucht, vorsichtigerweise aber auch Speisekammern, Keller und Hühnerstall vorher sorgfältig ausgeräumt. Die Nachtruhe wurde durch verstärkten Nachtdienst geführt, da man ja nicht wissen konnte, ob und was die Bewohner vielleicht gegen uns im Schilde führten, zumal die ganze Gegend von Franktireuren wimmelte. — Bis zum 19. September, also etwa zwei Wochen, dauerte der Weitermarsch, bis wir am genannten Tage auf einer Pontonbrücke bei Ville neuve le roi die Seine überschritten, um dann bei Orly, südlich Paris, ein Bivak zu beziehen. Als wir auf das Feld zu marschierten, das uns bis auf weiteres Quartier gewähren sollte, grüßten uns noch 7 staatliche Weizenschober am Ausgange des sehr freundlich aussehenden Dorfes; aber noch ehe wir die Gewehre zusammengelegt hatten, gingen die Schober in Flammen auf, von den französischen Bauern in Brand gesteckt. Sie ahnten wohl kaum, wie empfindlich sie uns mit diesem brennenden Scheidegruß getroffen hatten. Scheidegruß deshalb, weil auch sie damit von der Bildfläche verschwanden. Glücklicherweise war unser Bivakplatz ein Kartoffelfeld; zu unseren Füßen fanden wir also einen langentbehrten heimatischen Genuß. Leider war keine Butter daneben gewachsen. Erfahrene Soldaten hatten gemerkt, daß einem ein ehrlisches Talglicht auf langen Märschen sehr dankenswerte Dienste leisten kann. Sie konnten mit Talg ihr Kartoffelgericht würzen; andere fröhliche Kameraden fragten die zahlreichen Apfelbäume um Rat und gingen bei dem bekannten »Wirte wundermild« zu Gast. Kartoffeln mit Äpfeln geschmort gaben ein ganz schmackhaftes Gericht; aber unser trefflicher Bataillonskommandeur machte doch bei all diesen Versuchen erzwungener Kochkunst ein wenig hoffnungsvolles Gesicht, während unser Zahlmeister, der die Küche für den Bataillonsstab unter seiner speziellen Obhut hatte, sehr zuversichtlich dreinschaute und so geheimnisvoll blinzelte, als ob er in dieser ziemlich hoffnungslosen Situation sich noch als Zauberer zeigen könne. Und siehe da, er hatte gezaubert. Er legte seinen Offizieren ein tadelloses Gericht schmackhafter Bouillonkartoffeln vor, wie es diesen lange nicht beschieden gewesen war. Als man ihn schließlich mit Fragen bestürmte, wie er dies Kunststück fertig gebracht habe, da brach seit Tagen kein Fleisch mehr gesehen worden sei, da holte er vom Bataillonskassenwagen ein kleines unscheinbares Büschchen herbei und zeigte es triumphierend dem Kommandeur. Es war Viebig's Fleisch-Extrakt. »Davon habe ich noch einige auf Lager, Herr Major!« sagte er ruhig, »aber ich rüde sie nur im größten Notfalle heraus!« Ein allgemeiner Jubel war die Antwort. Aber auch im übrigen Teile des Lagers herrschte eine behagliche Stimmung; es war als ob die heimische Kartoffel allenthalben wie ein Gruß aus der fernen Heimat gewirkt hatte. Als dann plötzlich von links her Hurra-rufe erklangen, die immer näher kamen und zu einem gewaltigen Sturm anschwellen, da sprang alles auf die Beine und stürzte vor die Gewehre. Kronprinz Friedrich Wilhelm kam mit seinem Stabe, um nach seinen Soldaten zu sehen und sie alle vor Paris willkommen zu heißen.

Er wollte keine Paradauffstellung haben, sondern zwanglos, wie jeder ging und stand, wollte er begrüßt sein. Mit seiner kurzen, gemüthlichen Tabakspfeife in der Hand und dem unvergleichlich leutseligen Blick grüßte er nach allen Seiten. Hei! Wie pflogen da die Mützen in die Höhe! Welch ungeheures begeistertes Hurra stieg da zum Himmel empor!

Das war ein Schwur vom Herzen zum Herzen: »Mit dir bis in den Tod!« So wandelt man wahrlich auf Siegespfaden.

Kometen und Kometenfurcht.

Ueber dieses zeitgemäße Thema spricht sich Dr. H. Gravelius, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden, aus wie folgt:

Im Jahre 1456 erschien ein auffallender Komet am Himmel. So groß war der Schrecken, den er der westeuropäischen Menschheit verursachte, daß der Papst Calixtus III. Gebete um Schutz vor den Türken und vor dem Kometen anordnete. Drei Jahre,

nachdem Byzanz vor dem Ansturm Mohameds II. niedergebrochen war, in dem Jahre, in dem Omar Pascha, Turekhan's Sohn, im Juni in Athen einmarschierte, das damit für lange Zeit aus dem Gesichtskreis Europas völlig verschwand, läßt sich begreifen, wenn die ohnehin geängstete und gequälte Völkchen des christlichen Abendlandes durch das Auftreten einer so ungewöhnlichen Himmelserscheinung tief erschüttert wurde, für die ihr nach dem damaligen Stande naturwissenschaftlicher Einsicht die Möglichkeit und Fähigkeit, sie als Naturerscheinung zu erkennen und abzuschätzen, fehlen mußte.

Wir sind stets geneigt, recht stolz zu werden, wenn wir fünfhalb Jahrhunderte zurückschauen. Das Recht dazu erscheint fraglich. Auch das 20. Jahrhundert verfügt über eine ausgedehnte Kometenfurcht. Sie denkt freilich nicht an Türken, Krieg und Pestilenz. Sie nimmt ein naturwissenschaftliches Mäntelchen um. Sie bangt vor Erdbernichtung, Weltuntergang. Ich verstehe die Seelenverfassung nicht, aus der solche Bangen hervorgeht. Wohl mag ich begreifen, daß ein tapferer Mann voll bitteren Leides in die Stunde vorausschaut, wo er für immer gehen soll, weil er sich sagen muß, daß an seinem Sarge vorbei die Sorge und die Not sich in das Heim derer hereinstehlen, die zu betreten und vor Leid zu bewahren der stolze Inhalt seines Lebens gewesen ist. Das ist banges Sterben, das ist Todesfurcht, die auch den Starken beschleichen mag.

Aber wenn ein Komet kommt, die Erde vernichtet, alles Sein zerstört: warum da Furcht? Warum soll ich denn zittern, wenn ich niemand im Glend lasse? Warum Furcht. So frage ich. Entweder sind wir modern, das heißt halten uns für freie Geister; und dann steht in unserm Brevier, entweder in dieser oder jener Form, auch die Idee vom großen Nichts. Ein Leben lang spielen wir mit einer Idee, und wenn eine Möglichkeit aufzutreten scheint, daß sie zur realen Existenz werden könne, dann zittern wir. Stolz! Stärke! Oder wir sind Gläubige. Dann wissen wir, daß mit der Vernichtung der Erde und des Lebens auf ihr nur der Anfang für ein neues, höheres Sein gesetzt würde. Und da Furcht? Ich suchte den Glauben, der Berge versetzt, und fand die Angst und den Zweifel. Bis zum Ueberdruß quälten sich in diesen Wochen ganz »Moderne« und ganz »Rückständige«, Gläubige und Ungläubige mit der ernstlich angstvollen Frage, ob sie nun wirklich untergehen müsse, die die brave, alte Erde.

Es ist etwas Ungutes um dieses Bangen. Diese rein animale Furcht. Die Rahe maut kläglich, wenn's donnert und blitzt. Und die stolzen Männer und Frauen des 20. Jahrhunderts arauen sich trotz alles Faschingstrubels doch so sehr, weil im Mai der Komet kommt und alles in Nichts stößt.

Und er stößt gar nicht!

Es ist der Komet von 1456, der sich uns nähert. Wir grüßen ihn mit erhobenen Händen und freuen uns seiner Erscheinung. Denn er ist mit der Großzeit der Entwicklung der physischen Astronomie verknüpft. Im Jahre 1607 hatte Johannes Kepler ihn beobachtet; im 1682 konnte Halley, von dem er den Namen trägt, als der Komet wieder erschien, schon mit den Waffen der jung entstehenden Wissenschaft gerüstet, nachweisen, daß die Kometen von 1607 und 1682 identisch seien, und vorhersagen, daß der Komet 1758 wiederkommen werde. Mächtig war bis dahin die Wissenschaft vorwärtsgeschritten, und ein Clairant konnte es erfolgreich unternehmen, die Zeit des Wiedererscheinens des Kometen genauer zu bestimmen (erste Beobachtungen Ende 1758, Periheldurchgang März 1759). Es ist in der That eine stolze Erinnerung für die Wissenschaft, wenn wir sagen, daß damals Clairant den Nachweis führte, wie die Massenanziehung durch Jupiter und Saturn die Wiederkehr des Halley'schen Kometen um 618 Tage gegen die ohne Berücksichtigung der Störungen berechnete Halley'sche Bahn verzögern werde. Weiter schreitet die Wissenschaft. Die Grenzen des Planetensystems sind durch die Entdeckung des Uranus weit über den bisherigen Bereich hinausgeschoben. Der treffliche Pontécoulant, einer der geistvollsten Schüler von Laplace und Lagrange, unternimmt die Voransberechnung der nächsten Erscheinung, die für 1835 zu erwarten war. Er gibt den 13. November 1835 als Termin des Periheldurchgangs an. Die Beobachtung ergab den 16. November. Hatte Clairant noch sich auf die Genauigkeitsgrenze eines vollen Monats beschränken müssen, so war die Macht des mathematischen Gedankens nun schon so weit gewachsen, daß Pontécoulant dieses Genauigkeitsmaß auf nur ein Zehntel des Clairant'schen einzuschränken vermochte. Von Pontécoulant stammt auch die Voransberechnung der jetzt stattfindenden Erscheinung, die den Periheldurchgang auf Mitte Mai festlegt. Inzwischen sind (1846) die Grenzen des Planetensystems durch die Großtat

der rechnerischen, rein mathematischen, Entdeckung des Neptun durch Le Verrier und Adams abermals erweitert worden. Aber die Massenanziehung des Neptun wird nur geringen Einfluß auf das Ergebnis der Pontécoulant'schen Rechnung auszuüben vermögen.

Wie ist nun die Lage? Eine Gasmasse stürzt auf die Erde zu. Und die nächsten Wochen werden — wo die Witterung günstig ist — zu den schönsten im Leben der ausübenden Astronomen gehören. Denn sie werden diesen „kosmischen Vaganten“ auf einem guten Stück seines Weges mit den so unendlich verfeinerten und vermehrten Mitteln moderner Beobachtungstechnik verfolgen können. Insbesondere das mächtige Hilfsmittel der Photographie wird sich hier in folgenreicher Weise bewähren können, nicht nur, indem es die Gesamterscheinung des Kometen und ihre etwaigen Aenderungen in klarer Weise festhält, sondern auch, indem sie Auskunft über das Spektrum oder über die physische Konstitution des Haarkernes gibt.

Und die Gefahr? Sie ist da! Sie ist groß — für den Kometen. Der Halleysche Komet wird bald hintereinander den Planeten Venus und Erde sehr nahe kommen, so daß diese durch seinen Schweif (Erde etwa 18. Mai) hindurchgehen werden. Damit kann aber bei der geringen Dichte der Kometenschweife für die Planeten auch nicht der Hauch einer Gefahr verbunden sein. Wohl aber dürfen wir auf eines der großartigsten Naturschauspiele warten, wie sie zu erleben nur selten dem Geschlechte der Menschen beschieden wird. Es wird die Nacht des 18. Mai durch einen reichen, glänzenden Sternschnuppenfall ausgezeichnet sein, und die benachbarten Nächte werden ihr ähneln, wenn auch die Bracht der Erscheinung geringer sein mag. Schon vorher wird freilich die wissenschaftliche Aufmerksamkeit sich dahin konzentrieren, festzustellen, ob die Annäherung des Kometen nicht etwa den magnetischen Zustand der Erde in merkbarer Weise beeinflusst. Es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß derartige Beeinflussungen sich auch sichtbar äußern. Und es mag zur Vorsicht — ganz hypothetisch freilich — darauf hingewiesen werden, damit etwaige häufigere oder stärkere Polarlichterscheinungen nicht gar neue Beklemmungen auslösen.

Der Erde bringt der Halleysche Komet im Jahre 1910 keine Gefahr. Ihm selber mag's zum Vergehen dienen, daß er sich so in den engen Kreis der inneren Planeten gewagt hat.

Im Jahre 1846 haben die Beobachter vor ihren Augen den Biel'schen Kometen in zwei Teile zerfallen sehen, die in der Folgezeit immer weiter auseinanderstrebten. Der Komet ist zerfallen, verweht, vergangen. Nicht gefahrlos treten diese leichten Gesellen des Universums in den Bereich der robusten Kräfte innerhalb des Systems einer Sonne. „Letzte Grüße“ mögen jene reichen Sternschnuppenfälle gemessen sein, die am 27. November 1872 und am 27. November 1885 zu beobachten waren — zu den Zeiten, wo der Komet hätte wieder erscheinen sollen.

Er ist nicht der einzige, dessen Sterben und Verwehen die Wissenschaft mit ansehen und verfolgen konnte. Nur ein einzelner Fall aus einer größeren Reihe. Der Allgemeinheit sind Erscheinungen der Art nur deshalb wenig oder gar nicht bekannt, weil es sich um teleskopische oder auch um ältere, wie diejenigen von 1618 und 1652 handelt.

Auch im Kosmos giebt es nur ein Recht: das Recht des Stärkeren. Ihm müssen sich auch jene irrenden Weltwanderer beugen, wenn ihre langgestreckte Bahn sie einmal allzu nahe an einzelne Glieder eines festgefügteten Systems herauführt. Zerschellen, vergehen. So ist denn wirklich Gefahr nicht ausgeschlossen, wenn der Halleysche Komet kommt, Gefahr für ihn.

Aber die vielen, die er jetzt nervös gemacht hat, werden am 19. Mai beim Erwachen feststellen haben, daß sie wieder einen Weltuntergang verschlafen haben.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, den 5. Juni, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Belchior.
- Sonntag, den 19. Juni Gottesdienst in Blumenau.
- Sonntag, den 26. Juni, Gottesdienst in Rußland.
- Sonntag, den 3. Juli, Gottesdienst in Blumenau.
- Sonntag, den 10. Juli, Gottesdienst in Itoupava-Norte.

Außerdem findet Choral-singen in der Kirche zu Blumenau statt:

- Donnerstag, den 16. Juni, 7—8 Uhr abends;
- Donnerstag, den 30. Juni, 7—8 Uhr abends.

Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen in der Kirche zu Blumenau:

Montag, den 20. Juni,	2—3 Uhr nachmittags,
" " 27. "	2—3 " "
" " 4. Juli	2—3 " "
" " 11. "	2—3 " "

Vom 6.—14. Juni ist Pfarrer Mummelthay amtlich verreist und wird vom Pfarrer Gabler-Itoupava vertreten.

Evangelische Gemeinde Timbo.

- Sonntag, den 5. Juni, Gottesdienst in Santa Maria. Darnach Konfirmandenunterricht.
- Sonntag, den 12. Juni, Gottesdienst in Cedro alto. Darnach Konfirmandenunterricht.
- Sonntag, den 19. Juni, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Indayal-Sandweg, nachm. 3 Uhr, Gottesdienst in der Ober-Mulde.
- Sonntag, den 26. Juni, Gottesdienst in Timbo; darnach Kinder-singen.
- Sonntag, den 3. Juli, Gottesdienst in Carijos; darnach Kinder-singen.
- Sonntag, den 10. Juli, Gottesdienst in Beneditto novo (Morauer).
- Sonntag, den 17. Juli, Gottesdienst in Rio Uda; darnach Konfirmandenunterricht.

Vom 14. Juni ab findet jeden Dienstag in Santa Maria um 10 Uhr, in Beneditto novo um 2 Uhr, vom 17. Juni an jeden Freitag in Cedro Alto um 10 Uhr Konfirmandenunterricht statt.

Evangelische Gemeinde Brusque.

- Sonntag, den 5. Juni, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 12. Juni, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 19. Juni, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 26. Juni, Gottesdienst in Itajahy.
- Sonntag, den 3. Juli, Konfirmation und heil. Abendmahl in Brusque.
- Sonntag, den 10. Juli, Gottesdienst in Brusque.

Evangelische Gemeinde S. Bento und Humboldt.

- Sonntag, den 12. Juni, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in der Serrastrasse.
- Sonntag, den 19. Juni, Gottesdienst in Humboldt.
- Sonntag, den 26. Juni, Gottesdienst in S. Bento. Versammlung der Konfirmierten.
- Sonntag, den 3. Juli, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in der Polenstrasse.
- Sonntag, den 10. Juli, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in der Serrastrasse.
- Sonntag, den 17. Juli, Gottesdienst in Humboldt.
- Sonntag, den 24. Juli, Gottesdienst in S. Bento. Versammlung der Konfirmierten.
- Sonntag, den 31. Juli, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in der Polenstrasse.

Evangelische Gemeinde Florianópolis.

- Freitag, den 10. Juni, vorm. Einweihung der neuen Kirche in Palhoga durch Herrn Generalsuperintendent D. Zöllner.
- Sonntag, den 12. Juni, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianópolis.
- Sonntag, den 19. Juni, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianópolis.
- Sonntag, den 19. Juni, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.
- Sonntag, den 26. Juni, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianópolis.
- Sonntag, den 3. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Palhoga.
- Sonntag, den 10. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianópolis.
- Sonntag, den 17. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.
- Sonntag, den 24. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianópolis.
- Sonntag, den 31. Juli, 10 Uhr Gottesdienst in Palhoga.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, den 5. Juni, Gottesdienst in Itoupava-Nega, untere Schule
- Sonntag, den 12. Juni, Gottesdienst in Itoupava.
- Sonntag, den 19. Juni, Gottesdienst in Massaranduba. Schule bei Witte.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

- Sonntag, den 5. Juni, Gottesdienst in Obere Nega.
- Sonntag, den 12. Juni, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Pommerode.
- Sonntag, den 19. Juni, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Rio da Luz.

Verantwortlicher Schriftleiter: B. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldshoten, Blumenau, Santa Catharina, Brasilien.